

Gemeinde-Blatt

Organ der
Allg. Ev. Luth. Synode



von
Wisconsin,
Minnesota, Michigan,
u. a. St.

Redigirt von der Fakultät des ev.-luth. theol. Seminars,

Jahrg. 37. No. 12.

Milwaukee, Wis., 15. Juni 1902.

Lauf. No. 916.

Inhalt: Die Thorheit der Selbstgerechten. — Allerheiligen. — Im finstern Thal. — Das Köstlichste. — Cent-Christen. — Von Freuden und Leiden der Gemeinde. — Das Neueste aus unserer Indianer-Mission. — Ein Besuch in Fort Apache. — „Ich bitte dich, entschuldige mich.“ — Aus dem Gebiete des auswärtigen Missionsfeldes. — Der Menschen Herz — Gottes Wohnung. — Kürzere Nachrichten. — Fünfzigjähriges Gemeindejubiläum. — Ecksteinlegung. — Grundsteinlegung. — Synodal-Konferenz. — Einführung. — Quittungen. — Büchertisch.

Die Thorheit der Selbstgerechten.

Apostelgesch. 13, 46. Paulus aber und Barnabas sprachen frei öffentlich: Euch mußte zuerst das Wort Gottes gesagt werden; nun ihr es aber von euch stoßet, und achtet euch selbst nicht werth des ewigen Lebens, siehe, so wenden wir uns zu den Heiden.

Unser Spruch berichtet von einem großen Wendepunkte für die Menschheit zur Zeit des Apostels Paulus. Der Apostel wendete sich nämlich mit seinem Missionstwerk von den Juden ab und hin zu den Heiden, was, soviel die Heiden betrifft, ganz nach Gottes Sinn war (B. 47). Es kann auch im einzelnen Menschenleben ein solcher Wendepunkt kommen, daß es sich mit ihm zu einem Ende hinwendet, das gar anders ist, als es Gott mit ihm im Sinne gehabt, und das nur darum eintritt, weil er selbst hindert, was Gott mit ihm im Sinne hatte, und zwar durch die Selbstgerechtigkeit. Wir wollen dem ein wenig nachdenken und uns die ewig verderbende Thorheit der Selbstgerechtigkeit wieder einmal vor Augen stellen.

Gott achtet in seiner wunderbaren Gnade noch die Unwürdigsten werth des ewigen Lebens, und das machen unsagbar viele durch ihre Selbstgerechtigkeit ganz vergeblich. Das stellte der Apostel recht vor Augen mit den an die widersprechenden Juden gerichteten Worten: „Euch mußte zuerst das Wort Gottes gesagt werden“. Denn ein Bild der allergrößten Unwürdigkeit, durch scheußliche Sünden, in Undankbarkeit, Unglauben, Ungehorsamkeit, Verlogenheit und Heuchelei steht doch wahrlich in dem Volk der Juden uns vor Augen. Wie ganz unwürdig sind sie vor Gott. Und doch achtet sie Gott in seiner wunderbaren Gnade noch werth des ewigen Lebens. In Gnade und Erbarmen achtet Gott ihre armen, verlorenen Seelen noch so werth, daß er ihren Tod nicht will, sondern ihr Leben. Diese vom Teufel verblendeten Seelen achtet der heilige Gott doch noch nicht so werthlos, daß er sie sollte dem Teufel überlassen, ohne daß er noch die rettende Hand nach ihnen in seiner wunderbarsten Gnade, in seinem unbeschreib-

lichen Erbarmen ausstreckte. Das war der Grund, weshalb: „ihnen mußte das Wort Gottes gesagt werden“. Du denkst wohl daran, daß es ihnen gesagt werden mußte, weil Jesus befohlen hatte, die Apostel sollten anheben mit der Predigt zu Jerusalem, also zuerst den Juden zu predigen. Und warum hatte der Jesus, den die Juden doch an's Kreuz geschlagen, solches geboten? Warum war er überhaupt zu diesen verlorenen Schafen vom Hause Israel gekommen? Freilich, weil es also geweissagt war. Doch, früher als die Weissagung durch das Wort Gottes, ist der Rath der Erlösung im Herzen Gottes. Der Rath eben des wunderbaren Erbarmens, der unaussprechlichen Gnade Gottes, die die verwerflichsten und unwürdigsten Leute noch dessen werth hält, daß sie nicht sollen verloren werden und sterben, sondern gerettet werden und leben. Wie steht nun dies Wort, gerichtet an das Judenvolk voller Greuel, dies Wort: „Euch mußte zuerst das Wort Gottes gesagt werden“ da als ein hochherrlich Denkmal der wunderbaren Gnade Gottes? Ach, wäre doch nur an den Juden in Erfüllung gegangen, was Paulus, der aus der Judenthümlichkeit doch stammt, von sich selbst bekennt, nämlich: „daß er der vornehmste der Sünder“. Hätten sie, denen doch auch zuerst das geschriebene Wort des Gesetzes gesagt war, doch sich hingestellt als die Ersten in der Reihe der Unwürdigen, als die Unwürdigsten unter den Unwürdigen. O, dann würde sich wohl an ihnen erfüllt haben das weitere Wort Pauli von sich selbst: „daß er nämlich für die unwürdigsten Sünder ein trostreiches Beispiel sein sollte von der rettenden Gnade Gottes und der guadenvollsten Werthachtung des ewigen Lebens“. Aber es wurde das Wort an ihnen nicht zur Wirklichkeit. Und was war der Grund? Dies, daß sie das ganze wunderherrliche Wort des Evangelii, der frohen Botschaft, daß sie Gott noch werth achte des ewigen Lebens, von sich stießen. Und warum? Weil sie sich von der Höhe ihrer Selbstgerechtigkeit nicht wollten herabstoßen lassen. So stießen sie lieber das Wort des Evangelii in ihrer Selbstgerechtigkeit von sich, und machten so durch ihre Selbstgerechtigkeit es zu Schanden, daß sie Gott noch des ewigen Lebens werth achtete. O, jammervolle Thorheit der Selbstgerechten, die da meinen, mit ihren Werken und Tugenden sich Gott geneigt zu machen, und stoßen damit gerade den ihnen so gnädig zugeneigten Gott in scheußlichster Weise von sich. Hülfe Gott, daß zwischen dem selbstgerechten jüdischen Pharisäergesücht und uns damit ein großer, gewaltiger Unterschied sei, damit, wenn wir das Volk ansehen in seiner Undankbarkeit, stinkenden Hochmuth, Heuchelei, Unglauben, Verlogenheit, wir demüthig auf unsere ange-

borene Art sehen und demüthig sprechen: „Hier ist kein Unterschied, wir sind allzumal Sünder wie sie und mangeln des Ruhmes, den wir an Gott Gott haben sollten. So laßt uns fliehen die ewig verderbende Thorheit der Selbstgerechten, wie sie uns das Textwort gezeigt hat. Dasselbe zeigt sie uns noch weiter.

Die Selbstgerechten wollen durchaus als die Würdigsten vor Gott gelten, und gerade so achten sie sich unwerth des ewigen Lebens. Wenn ein Selbstgerechter sollte rund herausagen, was er eigentlich von sich hielte, so würde Jeder von sich sagen, daß er von sich wohl rühmen dürfe, daß er es in keinem Stück der Gerechtigkeit fehlen lasse und sich auch wohl dessen getrösten könne, daß er in Gottes Augen ein sehr würdiger Mensch, ein aller Ehren werther Mensch sei, der den besten Ruhm vor Gott haben mußte. Und wenn er ja, damit er desto gerechter erschien, etwas davon verlauten läßt, daß er auch wohl seinen Fehler habe, so ist solcher höchstens doch ein Splitter, gehalten gegen die Balken bei allen Andern. So dünkt sich jeder Selbstgerechte doch immer der Würdigste zu sein vor den Andern. Das wird auch, wie er in seiner Blindheit überzeugt ist, Gott anerkennen. Er macht sich gewisse Rechnung darauf, daß seine Gerechtigkeit alles Verdienstes, und darum ewiger Belohnung, ewiger Ehre und Freude, kurz des ewigen Lebens von Gott werth geachtet werden wird. Blind, daß er nichts von wahrer Gerechtigkeit versteht, fällt er in immer tiefere Blindheit. Er ist ganz gefangen von dem Wahn, daß Gott nimmer ein gerechter Gott sein könnte, wenn er, der Selbstgerechte, nicht um seiner Gerechtigkeit willen auch von Gott des ewigen Lebens werth geachtet würde. So will er auch in demselben Wahn das Wort, welches allein von der Gerechtigkeit und Verdienst des Sohnes Gottes zum Leben predigt, und also keinem Menschen sonst eigene Gerechtigkeit und Verdienst läßt, sondern beides allen abspricht, nimmer für ein göttlich Wort halten.

Also stand es mit den Juden und also stießen sie das Wort des Evangelii von sich. Und also thaten und thun je und je die Selbstgerechten. O, Gottlosigkeit über alle Gottlosigkeit, das Evangelium von sich stoßen! Dies Evangelium, durch welches Gott den Unwürdigsten sagt: „Ich halte in Gnade und Erbarmen euch noch so werth, daß ich das ewige Leben euch will schenken. Ja, ich will durch dasselbe als durch meine göttliche Kraft, euch, die ihr ein Abscheu seid, schön schmücken, mit einer Gerechtigkeit wie mit einem Kleide, daß Niemand euch soll mehr unwerth achten der ewigen Herrlichkeit“ (Röm. 8, 33). „Und zugleich will ich euch machen zu neuen, werthen, herrlichen Kre-

aturen, also daß ihr selbst sollt darüber fröhlich jubeln: O seht, welche Liebe uns der Vater hat erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen. Darum ist's die allerfurchtbarste Gottlosigkeit, die Selbstgerechtigkeit, die solch liebes, gnädiges Wort macht von sich stoßen. Und zugleich die größte Thorheit, ein alles Spottes würdiger Wahnsinn!

Es ist schon Thorheit, um irdischen Dinges, um des Alters und der Däsen willen, das Wort des Evangelii und damit die geschehene Einladung zum Besiz des ewigen Lebens von sich zu stoßen. Aber die Thorheit aller Thorheit ist, eben dasselbe um der Selbstgerechtigkeit willen thun. Wie klug dünkt sich der Selbstgerechte, daß er durch seine Werke Verdienst vor Gott haben und sich also des ewigen Lebens werth machen will. Nun kommt Gott mit dem Evangelio, und Gott selbst achtet in seiner Liebe das verdammliche Weltkind noch werth des ewigen Lebens (Joh. 3, 16); aber der Selbstgerechte, dem sein unsinniger Wahnsinn alle Klugheit dünkt, stößt es von sich. Er legt sich fort und fort auf die Werke, müht sich, Verdienst und Werth jeden Tag mehr zu erwerben, daß er werth werde des ewigen Lebens, und was thut er in Wirklichkeit? Er wandelt alle Tage als der große Narr, der wahnwitzige Thor, der sich selbst des ewigen Lebens unwert achtet. Wie kann es anders sein? Wer Gott mit seinem Wort nicht will seinen Rathgeber sein lassen zum Leben, dem muß der Teufel sein Rathgeber sein zum Tode, denn der Teufel ist ein Mörder von Anfang. — Hilfe uns Gott täglich mehr vor allem Betrug der Selbstgerechtigkeit, daß uns täglich lieber werde sein Evangelium, die frohe Botschaft. Er halte in Liebe uns noch werth, daß er ewiges Leben uns wolle vergönnen, und wolle er Glauben, und auch darum uns schenken die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt. — e.

Allerheiligen.

Erzählung von W. Domansky. Aus „Silberbuch aus dem Jahrhundert der Reformation“ von R.

Das war ein böses Wetter anno 1522 am Vorabend von Allerheiligen. Der Sturm tobte um die Giebel der Stadt Wittenberg und rüttelte an allem, was nicht niet- oder nagelfest war. Zuweilen trieb er auch eine Schneewolke am dunkelgrauen Himmel vor sich her, und dann wirbelte es von Flocken über die Dächer und auf die Straßen, daß gar bald alles schneeweiß aussah. Die Leute aber drinnen in den Häusern rückten am warmen Ofen näher zusammen, und manch ein Graukopf, dessen Wort schon etwas galt, sagte im Hinblick auf das Wetter: Ja, ja, Allerheiligen kommen auf einem Schimmel. Damit waren die Schneeflocken gemeint, mit denen die Heiligen sich zu ihrem Feste einstellten.

Auf dem Schloß war es im behaglich durchwärmten Gemach auch schon auszuhalten trotz des bösen Wetters. Der matte Schein der Dellampe kämpfte schier vergeblich gegen die Finsterniß draußen und ließ die Geräte in dem Gemach nur undeutlich erkennen. Aber was gab es da auch viel von Hausgeräth, obwohl es das Schlaffammerlein des Kurfürsten von Sachsen selber war. Von rohem Eichenholz war Tisch und Stuhl und Bettstelle, und anders wollte es Friedrich der Weise, dessen Sinn auf das Einfache und Brunklose stand, auch garnicht haben.

Dort saß er an dem eichenen Tisch und heftete seine trotz des Alters ungetrübten Augen auf einen Folianten, der vor ihm lag. Er schien eifrig in dem Buche zu lesen, und fürwahr, es war eine gar seltsame Lektüre. Denn in dem Folianten stand ein Verzeichniß sämmtlicher Reliquien und Heilighümer, die er im Verlaufe von vielen Jahren für seine Schloßkirche

zu allen Heiligen gesammelt hatte. Und die Zahl dieser Reliquien betrug an die 5005 Stück; das war doch sicherlich eine gar stattliche Summe. Einen großen Theil dieser Heilighümer hatte er zusammengebracht, als er „aus sunder Innigkeit und Andacht“ anno 1493 eine Wallfahrt nach Jerusalem machte. Aber auch späterhin hatte sein Sammelfleiß niemalsen geseiert, und alle die Heilighümer oder Reliquien waren in dem Buch sorgfältig aufgezeichnet. Ja, hier und dort stand sogar bei einzelnen Reliquien zu lesen: „Deren Nahme alters halben verloschen, oder unleserlich geworden oder deren Namen Gott bekant seye.“ Das war in der That ein seltsames Register, und der Kurfürst konnte auf die Anzahl seiner Heilighümer nach der Meinung der Leute stolz sein. Denn an die Ausstellung derselben, die von Zeit zu Zeit geschah, war ein auf 1443 Jahre berechneter Ablass für die anwesenden Gläubigen geknüpft.

Und doch, und doch, des Kurfürsten Augen füllten sich mit Thränen, während er den Folianten durchblätterte und die Bezeichnungen der Reliquien las. Ja, die Thränen tropften sogar auf die Blätter des Buches, und Friedrich der Weise konnte sich eines tiefen Seufzers nicht erwehren. Welch eine Summe von Mühe und Zeit und Geld hatte es gekostet, um alle die Heilighümer zusammenzubringen. Und nun sollte es damit nichts sein. Denn also hatte es Dr. Martin Luther klärllich bewiesen. Der hatte ja die Lehre vom Ablass als irrig nach Gottes Wort dargestellt, also wars nichts mit den 1443 Jahren Ablass. Dann hielt Dr. Martinus überhaupt nichts von der Verehrung todter Gebeine. Hatte er doch dem Kurfürsten Ende Februar 1522 zur Zeit der Unruhen in Wittenberg von seinem Patmos oder der Wartburg aus ein Schreiben zugesandt, dessen Inhalt Friedrich der Weise nicht vergessen konnte. Denn also hatte der Anfang des Briefes gelautet: „Gnade und Glück von Gott dem Vater zum neuen Heiligthum! Solchen Gruß schreibe ich nun, mein gnädiger Herr, anstatt meiner Erbietung. Eure Fürstlichen Gnaden hat nun lange Jahre nach Heiligthum in alle Land bewerben lassen; aber nun hat Gott Eure Fürstlichen Gnaden Begierde erhört und heimgeschickt ohne alle Kost und Mühe ein ganzes Kreuz mit Nägel, Speeren und Geißeln. Ich sage abermal Gnade und Glück von Gott zum neuen Heiligthum; Euer Fürstliche Gnaden erschrecke nur nicht, ja strecke die Arme getrost aus, und lasse die Nägel tief eingehen, ja danke und sey fröhlich!“ Das war herzhaft geredet. Statt aller Reliquien der Heiligen sollte der Kurfürst das Kreuz ergreifen und halten, das ihm der Herr in jenen Zeiten der Wirrsal auferlegte!

Allgemach mußte der fromme Kurfürst sich ja denn in diese neue Anschauung der Dinge hineinfinden. Er hatte heute vielleicht zum letztenmal in dem Folianten gelesen, der von einem ihm ehemals so theuren Schatz erzählte. Aber was sollte er sich um die Todtengrube kümmern, da der Zustand der Kirche viel wichtigere Dinge ihm ans Herz legte. Mit einem nochmaligen Seufzer klappte er das Buch zu und rief seinem Kammerdiener, der ihm beim Zubettegehen behilflich sein sollte.

Gar bald ruhte der edle Fürst auf seinem Lager und befahl dem Diener, die Lampe aus dem Gemach mitzunehmen. Noch einmal wurde in dem Lampenschein die Inschrift sichtbar, die an der Wand des Schlafgemaches angeschrieben stand. Es war das Wort aus dem alten Dichter Homerus: „Einem, der für Land und Leute zu wachen hat, steht nicht zu, die ganze Nacht zu schlafen.“ Das war die Mahnung, welche der Kurfürst sich tagtäglich selber vorhielt. Dann wurde es in dem Kammerlein dunkel und stille. Friedrich der Weise betete sein Abendgebetlein und empfahl seine Seele dem Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert.

Lange lag der fromme Kurfürst wachend da, indem er mit Sorgen seines Landes und seiner Unterthanen gedachte. Dazu tobte draußen der Sturm und ließ die Wetterfahnen kreischen, weshalb der alternde Fürst erst recht keine Ruhe finden konnte. Aber endlich umfing ihn dennoch der Schummer, und — da hatte er einen gar seltsamen Traum. Mitten in seiner Schloßkirche fand er sich wieder, und wunderbar, er, der sonst doch ein beherzter Mann war, wurde von Angstschauern durchfröstelt. Durch die hohen Fenster schaute der Mond herein und erfüllte die ganze Kirche mit einem bläulichen Lichte. Und siehe, was für Gestalten bewegten sich dort wie Schatten durch die Kirche! Es waren die Märtyrer und Heiligen allzumal, deren Gebeine man aus ihrer Grabeurne aufgestört und in alle Lande zerstreut hatte. Aber was das Schlimmste war: den Heiligen fehlten einzelne von ihren Gliedmaßen, die, wer weiß wo, in einer Kirche als Reliquien aufbewahrt wurden. Und diese ihre Gliedmaßen begannen die Heiligen nun zu suchen. Das war ein schreckliches Durcheinander, auf welches der Kurfürst schauen mußte. Seine Haare sträubten sich vor Entsetzen, und seine Zunge war wie gelähmt, sonst hätte er laut aufgeschrien.

Da kam einer daher geschritten, der wie ein Erzengel anzuschauen war. Und es war auch der Erzengel Michael, der eine Feder suchte, die ihm aus seinen Flügeln abhanden gekommen war. Wie sträubten sich seine irisglänzenden Flügel, und wie funkelten seine Augen, die so unergründlich waren wie der blaue Himmel. Ach, wenn der heilige Erzengel doch nur seine Feder finden möchte, dachte der Kurfürst. Denn er war schrecklich anzuschauen, und wehe, wenn sein Zorn entbrennen sollte. Dort drängte sich ein anderer durch die Schaar der Heiligen. Es war der Apostel St. Petrus, und was suchte er? Seine Stirnlocke, die man ihm ebenfalls genommen und als Reliquie verehrt hatte. Ach, der rasche und feurige Petrus konnte schon hier auf Erden so schnell in Hitze gerathen. Und wenn er nun den armen Kurfürsten sehen sollte, wie würde es dem guten Friedrich ergehen? Doch still, der Apostel Petrus eilte bereits vorüber. Da tauchte schon wieder jemand aus dem Getümmel auf. Aber o Schrecken, der Kurfürst konnte an der Gestalt keinen Kopf erkennen. Und der Heilige oder die Heilige, denn man konnte es bei den langen, schlep-penden Gewändern und dem fahlen Mondlicht nicht sehen, begann in wilder Hast nach dem Kopf zu suchen. Dem Kurfürsten klebten die Haare an der Stirn vor Entsetzen. Und nun begannen die Heiligen allzumal im Chorus zu singen: „Auch wir waren arme, begnadigte Sünder. Dem Herrn allein die Ehre, ja, ihm allein!“ Doch da gellte urplötzlich ein höhnisches Gelächter dazwischen. Und während der Kurfürst zu dem Orgelchor der Kirche empor schaute, sah er einen heruntergrinsen. Das war ein Reliquienhändler, der über die Alpen hin mit Heilighütern einen schwunghaften Handel betrieb, und dem Friedrich der Weise so manche Reliquien abgekauft hatte. Aber an dem Grinsen des Mannes ersah der Kurfürst eines mit graufiger Deutlichkeit: er hatte so manche falsche Reliquien für echt ausgegeben.

Diesen Gedanken konnte der fromme Kurfürst nicht ertragen. Das exprestete ihm einen Angstschrei, worüber er erwachte und sich verfürzt in seinem Bette aufrichtete.

Es war am frühen Morgen, und das erste Tagesgrauen zeigte sich. Der Bediente war schon wach gewesen und eilte auf den Angstschrei seines Gebieters herbei.

„Mir ist nichts,“ sagte der leutselige Fürst, um seinen treuen Diener zu beruhigen. „Jedoch sobald es vollends Tag geworden, rufe mir Herrn Georg Spalatin herbei.“

Georg Spalatin war des Kurfürsten Hofkaplan, Geheimschreiber und Bibliothekar und stand ob seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit in hoher Gunst. Sobald Friedrich der Weise des Rathes bedurfte, mußte der wackere Spalatin zur Hand sein, und er that es gern, denn er liebte den edlen Kurfürsten.

Eine geraume Zeit war vergangen, und Kurfürst Friedrich saß bereits angekleidet in seinem Gemach beim Morgentrunke, als der Hofkaplan eintrat. Herr Georg Spalatin war ein kleines, unscheinbares Männlein, aber aus seinen Augen leuchtete ein edler und feiner Geist.

„Einen frühzeitigen Winter bringe ich Euer Kurfürstlichen Gnaden mit,“ sagte der Hofkaplan, indem er noch die letzten Schneeflocken von dem Ärmel schüttelte. „Ich wünsche Euer Kurfürstlichen Gnaden wohl geruht zu haben.“

„Eben meine Nachtruhe betraf es, weshalb ich euch rufen ließ,“ leitete der Kurfürst das Gespräch ein, indem er Herrn Georg Spalatin mit einer freundlichen Handbewegung zum Sitzen einlud.

Alsdann erzählte Kurfürst Friedrich den Traum, den er in der Nacht gehabt hatte, und fragte den Hofkaplan um seine Meinung.

Herr Georg Spalatin schüttelte schier verwundert das Haupt. Dann sagte er:

„Fürwahr, das ist ein seltsamer Traum. Das erinnert ja an jenes Kapitel bei dem Propheten Hefekiel, allwo der Prophet von dem Gefilde voller Todtengebeine redet. Euer Kurfürstliche Gnaden erlauben, daß ich die Stelle vorlese.“

Bei diesen Worten erhob sich der Hofkaplan und langte von dem Sims die lateinische Bibel herunter. Gar bald hatte er im Propheten Hefekiel die Stelle aufgeschlagen (Kap. 37), die er mit lauter Stimme vorlas. Jedoch verdeutschte er die Worte für den Kurfürsten, der des Lateinischen nicht gar so mächtig war, um den Sinn vom Zuhören allein zu verstehen. Die Verse lauteten also:

„Und des HERRN Hand kam über mich, und führte mich hinaus im Geiste des HERRN, und stellte mich auf ein weites Feld, das voller Beine lag. Und er führte mich allenthalben dadurch. Und siehe, des Gebeins lag sehr viel auf dem Felde; und siehe, sie waren sehr verdorret. Und er sprach zu mir: Du Menschenkind, meinst du auch, daß diese Beine wieder lebendig werden? Und ich sprach: HERR, HERR, das weißt du wohl. Und er sprach zu mir: Weissage von diesen Beinen, und sprich zu ihnen: Ihr verdorreten Beine, höret des HERRN Wort! So spricht der HERR HERR von diesen Gebeinen: Siehe, ich will einen Odem in euch bringen, daß ihr sollt lebendig werden. Ich will euch Ädern geben, und Fleisch lassen über euch wachsen, und mit Haut überziehen, und will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet; und sollt erfahren, daß ich der HERR bin. Und ich weißsagte, wie mir befohlen war: und siehe, da rauschte es, als ich weißsagte; und siehe, es regte sich, und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein jegliches zu seinem Gebeine. Und ich sahe, und siehe: es wuchsen Ädern und Fleisch darauf, und er überzog sie mit Haut; es war aber noch kein Odem in ihnen. Und er sprach zu mir: Weissage zum Winde; weissage, du Menschenkind, und sprich zum Winde: So spricht der HERR HERR: Wind, komm herzu aus den vier Winden, und blase die Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden! Und ich weißsagte, wie er mir befohlen hatte. Da kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig, und richteten sich auf ihre Füße. Und ihrer war ein sehr großes Heer.“

Herr Georg Spalatin hatte immer lauter seine Stimme erhoben, während er die gewaltigen Worte las. Der Kurfürst schaute ihn sinnend an, und auch der Diener, der geräuschlos eingetreten war und sich

hinter den Stuhl seines Herrn gestellt hatte, horchte begierig, was der Hofkaplan nun sagen würde.

„Der Traum hatte eine sonderliche Bedeutung,“ begann Herr Georg Spalatin, „und Euer Kurfürstlichen Gnaden brauchen wahrlich darüber nicht zu erschrecken. Denn er soll uns mahnen, daß wir alle durch den Glauben an Christum ganze, lebendige Heilige vor Gottes Augen werden, was wir dem Verdienst unseres HERRN Christi verdanken. Wohl uns, wenn wir selber zu den „Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten“ gehören.“

Der fromme Kurfürst hatte zu den Worten seines getreuen Hofkaplans ein herzliches Vertrauen. Aber vorerst schwieg er noch, indem er aus dem Fenster in die schneebedeckte Landschaft hinausschaute. Dort draußen war es auch wie ein Todtenfeld, und doch sollte es, wenn die Zeit vorhanden war, wieder Frühling werden. Das that die Kraft von oben her, die auch — in den Menschen mächtig sein soll, und so sagte Kurfürst Friedrich bewegt:

„Hilf Gott, ein Heiliger bin ich noch lange nicht. Aber wie heißt doch unser Symbolum oder Wahlspruch? Tantum, quantum possum. Soviel als ich vermag! Doch ich will mein Vertrauen fortan auf den HERRN IESUM durchs Wort allein setzen, und ich weiß:

Sein Verdienst und Blut,
Macht mich vor Gott gerecht und gut.“

Im finstern Thal.

In einem Saale des großen Militär-Lazarets in Berlin lag hoffnungslos an der Schwindsucht ein Unteroffizier. Als der Garnisonsprediger an sein Bett kam, sagte er: „Was Sie mir sagen wollen, Herr Prediger, das weiß ich schon lange. Ich bin aus Königsberg, der Stadt der „reinen Vernunft“, und habe den Philosophen Kant studirt.“

„Nun,“ sagte der Garnisonsprediger, „da können wir ja auch über Kant miteinander reden, wenn es Ihnen recht ist. Was haben Sie denn von Kant gelesen?“

„Das Buch: „Die Kritik der reinen Vernunft“. Ich bin auf dem Gymnasium bis Prima (d. i. die oberste Klasse) gekommen, und dann bin ich abgegangen und unter die Soldaten.“

Er wußte ziemlich Bescheid in jenem Buch seines Philosophen. Der Geistliche fragte ihn dann: „Haben Sie auch Kants Buch: „Kritik der praktischen Vernunft“ gelesen?“

„Nein, das habe ich nicht.“

„Schön,“ antwortete der Pastor, „aber es wäre für Sie zum Theil sehr lehrreich, was darin steht. Ich will Ihnen mittheilen, daß der Philosoph aus der Stimme des Gewissens auf das Dasein Gottes schließt und Ihnen nur einen Satz sagen, der mir so im Gedächtniß geblieben: „Jeder Mensch handle so wie er wünscht, daß alle Menschen handelten!“ Nun sagen Sie mal, lieber junger Freund, können Sie sagen, daß Sie das immer in Ihrem Leben gethan? Sie haben ja nicht mehr weit zur Ewigkeit und da macht man sich keinen blauen Dunst vor, nicht wahr?“

Er schaute den Prediger mit seinen feberglühenden Augen tief an und erwiderte: „Nein, das habe ich nicht gethan.“

„Das ist traurig,“ sagte jener, „da Ihr Freund Kant wenigstens so äußerlich ein streng sittliches Leben geführt und ein solches fordert.“ Der Pastor reichte dem Kranken die Hand und ging.

Nach einigen Tagen kam er wieder ins Lazarett. Er grüßte den Kranken zwar, ging aber an ihm vorüber zu einem andern Kranken. „Kommen Sie nicht zu mir?“ sagte jener.

„Warum?“ entgegnete der Prediger, „ich kann

Ihnen ja weiter nichts sagen, Sie wissen ja schon alles.“

„Ach — kommen Sie doch! Ich habe, seitdem Sie da waren, nicht schlafen können. Ich bin mit meinen Eltern zerfallen und aus Trost ihnen ganz entfremdet, und nun muß ich sterben.“

„Leben denn Ihre Eltern noch?“

„Meine Mutter lebt noch, aber ich habe lange nicht mehr geschrieben.“

„Nun, wenn es Ihnen recht ist, will ich an die Mutter schreiben und ihr sagen, daß Sie sie um Verzeihung bitten.“

„Ja, thun Sie das!“ sagte er mit matter Stimme.

Sofort schrieb der Prediger hier neben dem Krankenbett den Brief. Dann sagte er zum Kranken: „Lieber junger Freund, — ich habe Ihre Willen ein bißchen im Kant gelesen, und da bin ich auf ein Wort gefallen, das Sie vielleicht Ihrem Freund Kant glauben. Soll ich es Ihnen sagen?“

„Ja, bitte!“

„Kant sagt einmal: „Vor den Tausenden von Büchern, die ich im Leben gelesen, hat mich kein Wort so getröstet als das Psalmwort: „Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröstet mich!“ Ich denke, Sie sind jetzt auch im dunkeln Thal; vielleicht tröstet Sie auch dies Wort.“

„Ja, das ist aber auch schön; wo ist das Wort her?“

„Nun, ich will's Ihnen mal ganz vorlesen.“ Der Pastor las ihm den 23. Psalm vor.

„Das ist schön; wollen Sie mir das Buch nicht lassen?“

„Gewiß, gern.“ Der Pastor sagte ihm noch etliche Worte von Sünde, zeitlichem und ewigem Tod und Gnade in Christi Blut und Gerechtigkeit, und befaß seine Seele dem HERRN.

Am nächsten Tage kam er wieder und fand einen gar willigen Hörer für den süßen Trost des Evangeliums.

Drei Tage nachher war der Leidende entschlafen. Die pflegende Schwester aber erzählte nachher, er habe das Testament nicht mehr aus den Händen gelassen und viel darin gelesen und sei dann sanft eingeschlafen.

Das Köstlichste.

„Was bezahlen dir die Fremden,“ fragte ein Chinese einen bekehrten Landsmann, „daß du in ihre Kirche gehst? Zwanzig Dollars?“ — „Weit mehr.“ — „Tausend Dollars?“ — „Noch viel mehr.“ — „Wieviel denn?“ — „Mehr als das Gewicht jenes Berges dort in Gold und Silber!“ — „Ja,“ rief der erstaunte Heide, „Was geben Sie dir denn?“ — „Dieses Buch hier,“ sagte jener und zeigte seine Bibel, „das erzählt mir von Gott und seinem Christus, meinem Heiland und dem ewigen Leben, das meiner im Himmel wartet. Glaubt mir, das ist mehr werth, als alles Gold und Silber der Welt.“

Cent-Christen.

— Ein wohlhabender Mann gab an einem Sonntag einem jeden von seinen Kindern nur einen Cent für die Sonntagschule. Seine Frau sah dies, ruft die Kinder bei Seite und giebt jedem Kind zehn Cents in die Hand. Darauf blickte sie ihren Mann freundlich an und spricht: „Lieber Mann, wenn wir unsere Kinder anleiten, für das Reich Gottes unter allen Umständen möglichst wenig zu geben, so werden sie, wenn sie groß geworden sind, Centchristen, oder überhaupt keine Christen mehr sein!“

Von Freuden und Leiden der Gemeinde.

Es soll jetzt nicht die Rede sein von Freuden und Leiden der Gemeinde im höchsten Sinn und Verstande. Da wäre die Freude auf der einen Seite die Freude am Herrn und Heilande (Sach. 9, 9) und das Leiden, das Kreuz um des Namens Christi willen (Röm. 8, 17). Es soll nur die Rede davon sein, was eine Gemeinde in ihrem Leben und Bestehen so die Zeiten hindurch an Freuden und Leiden etwa erlebt.

Was sind da etwa für Freuden?

Fangen wir mit einem Stück an, das zwar wohl etwas äußerlich scheint, aber doch gewiß auch wichtig ist. Das ist das Zunehmen der Gemeinde an Gliederzahl. Es ist erfreulich, wenn es mit der Pflanzung und Errichtung einer Gemeinde inmitten des Volkes geht, wie mit dem Stein, der, in's Wasser geworfen, erst enge, dann immer weitere Ringe hervorbringt. So ist gar erfreulich, wenn die Gemeinde immer weitere und weitere Ringe um sich zieht und viele Menschenkinder zu sich und zu dem Wort, um welches sie selbst versammelt ist, zieht. Es kann aber selbstverständlich nicht da Freude sein, wo eine Gemeinde und deren Pastor das Volk ziehen und anziehen will in einer Weise und mit Mitteln, die alles andere, nur nicht geistlich sind. Soll vielmehr eine Gemeinde wirklich Freude an der Zunahme ihrer Gliederzahl haben können, so muß sie, wie die Gemeinde zu Jerusalem, Gott auch darüber mit Freuden loben können und sagen können: 'Der Herr hat sie selbst zu uns hinzugeführt' (Apostg. 2, 47). Das kann man aber schwerlich da sagen, wo man unbefehens aufnimmt in die Gemeinde, was draußen bleiben sollte, oder bei der Aufnahme nicht nur ein, sondern beide Augen zu drückt in Bezug auf die Forderungen, unter denen doch Gott selbst nur hinzuthun will zur Gemeinde.

Gehen wir gleich an ein Zunehmen tieferer und innerlicherer, geistlicherer Art. Das ist das Zunehmen der Glieder innerlich an Glauben aus dem Geist und Leben im Geist. Nun ist wohl wahr, daß diese innerlichen Dinge doch nicht sichtbar sind, und daß man also auch das Zunehmen eines Christen darin nicht mit leiblichen Augen sehen kann. Aber ist es doch hier wie mit den Bäumen; wenn sie Saft gewinnen. Dann gewinnen sie Blätter und Blüten und nachher Früchte. So sind Christen Pflanzen und Bäume der Gerechtigkeit, die, je mehr sie Saft gewinnen des heiligen Geistes durch's liebe Evangelium, so grünen und blühen sie fröhlich und tragen Frucht. Da ist z. B. das Bleiben an der Apostel Lehre, nicht nur mit dem Herzen durch Glauben, sondern mit dem Munde durch Bekenntniß (Apostg. 2, 42), recht in Einmüthigkeit und Gemeinschaft, alle als mit einem Munde. Da fehlte nicht das Bekenntniß auch durch lieblichen und löblichen Wandel in Christi Namen, so daß die Gemeinde selbst Gnade, d. h. williges Lob findet bei den Leuten der Welt (Apostg. 2, 47). Da fehlt auch nicht der rechte Gemein Sinn, der Liebes Sinn, der gewiß so Alles gemein hält (Apostg. 4, 32), daß er sich aller Lasten der Gemeinde ernstlich annimmt (Apostg. 2, 44.) und sonderlich für alle Bedrängten und Armen hilft, wie es noth ist (Apostg. 2, 45). Sicher, wo ein solch Zunehmen der Glieder ist, da ist es Freude für die Gemeinde. Und gewiß ist auch da die Freude, daß sie durch alle Engen und Nothe ohne kläglich Seufzen und bittere Sorgen durchkommt.

Noch auf eine Freude, die wohl schon aus dem Gesagten folgt, sei sonderlich hingewiesen, nämlich die ist: Wahrer Friede in der Gemeinde. Das ist der Friede durch Gott ruhend auf der brüderlichen Liebe, die aus dem Glauben kommt. Wo solcher Friede zwischen den Gliedern unter einander, zwischen

Gemeinde und Pastor, daß Alle recht Ein Herz und Eine Seele (Apostg. 4, 32), da ist reiche Freude. Davon loben alle Glieder wohl, sonderlich auch, wenn die Gemeindeversammlungen ein Ausdruck dieses Friedens sind. Die Christen haben außerhalb des Gemeindelebens soviel des Unfriedens und Streitiges zu erleben; da ist es erquickende Freude, wenn die Gemeinde so recht nach Gottes Sinn eine Friedensstätte ist.

Eine Frage: Kannst du und sollst du wohl als Gemeindeglied helfen, solche Freude der Gemeinde mit Gottes Hilfe schaffen? Ja! Und wie? Wirb Glieder, aber in ernstem christlichen Sinn! Bestrebe dich selbst, geistlich zuzunehmen, mit fleißigem Brauch der Gnadennittel und Gebet! Halte du Frieden mit Jedermann soviel möglich und an dir ist! Und es ist viel dir möglich und es ist viel an dir.

Welches sind nun Leiden einer Gemeinde? Da ist geringe Zunahme der Gliederzahl. Wir sehen es ja öfter, daß eine Gemeinde wohl strebsam, der Pastor wohl treu; aber es ist ein kümmerliches Wachsthum nur an Zahl der Glieder. Das ist ein betrübendes Leid. Zumal um der Gründe willen, die das Wachsthum hindern. Es ist viel Volks da und könnten viel gewonnen werden, aber da ist das elende Logenwesen, das wie ein Bann die Leute von den rechtschaffenen Gemeinden, die das Logenwesen verwerfen, zurückhält. Und da ist der ja sehr erklärliche fleischliche Sinn, der nur an Glänzendem und Scheinendem Freude hat. So mögen Viele schon nicht in eine Gemeinde eintreten, die noch nichts Großes vorstellt. Doch wenn solche Dinge gerade das Wachsthum der Gemeinde hindern, so ist bei dem Leid doch sofort auch ein nicht geringer Trost.

Ein anderes und viel schwereres Leid ist ein reißender Verfall der Gemeinde. Es dringt etwa stark das Weltwesen ein. Es greift eine rechte Abneigung gegen rechtschaffenes Kirchenwesen ein. Es wird an Vielen recht offenkundig, daß Ernst für Christenstand, Christenbrauch, Christenleben nicht bei ihnen ist. Die Kirche Gottes liegt ihnen nicht am Herzen, geschweige, daß sie ihre Liebe wäre. Glaubenssachen interessieren sie in keiner Weise tief, sondern sind ihnen gleichgültig und langweilig. Sie machen noch äußerlich mit der Kirche mit, aber noch viel mehr mit der Welt. Daher denn so oft für die Gemeinden auch Leiden unter Sorgen und Schulden. Kalte Herzen für die Kirche Gottes, leere Hände für die eigene Gemeinde, — für Weltleben erhitzte Herzen, volle Hände für Weltwesen. All solche Dinge sind schweres Leid für alle ernstlich Gesinnten in einer Gemeinde.

Noch ein schweres Leid sind Zwistigkeiten in einer Gemeinde. Das ist ein Jammer, wenn man an Vielen bemerken muß, daß sie eigentlich Einer den Andern nicht gerne sehen. Das ist ein Elend, wenn z. B. eine jede Gemeindeversammlung nur Gelegenheit sein muß, daß der Eine am Andern sich reißt und Einer dem Andern wehe thut mit gehässiger Rede.

Eine Frage: Wie wird man mitschuldig an solchem Leid der Gemeinde? Antwort: Durchlässigkeit verschuldet es so manches Gemeindeglied doch auch mit, daß die Zunahme an Gliedern so spärlich. Er thut nicht, was er doch wohl könnte, nämlich solche, die noch draußen sind, zu ermahnen, mit Gottes Hilfe zu überzeugen, daß sie sündigen, indem sie um ihrer Gründe willen von der Gemeinde Christi fern bleiben. Durch Mangel an Ernst gerade für Lehre und für Förderung in der Erkenntniß, und oft genug durch Mangel an Fleiß im Hören des göttlichen Wortes. Durch Mangel an Demüthigkeit, daß man sich durch Gottes Wort nicht will weisen lassen und dem göttlichen Wort nicht will unterthan sein, sondern stehen auf seinem Kopf. O, bedenke Jeder das. Wir müssen Rechenenschaft geben auch darüber, ob wir unserer Gemeinde Freude oder Leid schafften. — e.

(Eingefandt.)

Das Neueste aus unserer Indianermission.

In einem Briefe vom 27. Mai schreibt Missionar Günther: „Nun noch die freudige Nachricht, daß ich gedente, am 8. Juli zwei weitere Schüler aus der Schule in San Carlos zu taufen. Telah, ein Knabe von etwa 13 Jahren, ein sehr besonnener, aufgeweckter und zugleich sehr guter Knabe. Wir haben großes Zutrauen zu ihm und hegen gute Hoffnungen. Grace, ein Mädchen auch etwa 13 Jahre alt, und soweit ich weiß, ein gutes Mädchen. Wie freundlich ist der Herr unser Gott, der uns immermehr Seine Gnade und große Güte widerfahren läßt, und uns so reiche Früchte unserer Arbeit schenkt.“

Wir haben hier abermals einen neuen Beweis dafür, daß der Herr, unser Erzhirte, auch Seine Schafe und Lämmer unter den armen Apachen hat, die Er herzuführen muß. Wer sind wir, daß Er uns zu dieser Arbeit als Seine Werkzeuge brauchen will? Sollen wir Ihm nicht von Herzen dafür danken? Alle Güter der Welt sind nicht in Vergleich zu bringen mit dem Werth einer Menschenseele, die aus dem Reich des Teufels in Christi Reich versetzt wird. Welch einen Ernst und Eifer sollten wir darum anwenden und beweisen in dieser Rettungsarbeit! Wir arbeiten ja nicht im Reiche Gottes, um uns durch unsere Arbeit die Seligkeit zu verdienen, sondern weil wir wissen, daß uns der Herr selig gemacht hat, wollen wir dieses auch beweisen durch unsere Arbeit an diesen verlorenen Seelen. Wir wissen, solcher Dienst gefällt Ihm, unsern treuen Herrn wohl, ja Er sieht es an, als hätten wir es Ihm, wie Er ja sagt Matth. 25, 40: 'Wahrlich ich sage euch: Was ihr gethan habt diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.' Diese Geringsten bedürfen unseres Dienstes und wir wollen ihnen dienen, weil es unserm Herrn also gefällt.

Die Zahl derer, die bis jetzt getauft sind, beträgt 25, kommen diese Beiden noch hinzu, so sind es 27. Unter diesen Getauften befindet sich ein Jüngling von etwa 16 oder 17 Jahren, der hat große Lust, sich zu einem Prediger für sein Volk ausbilden zu lassen. Missionar Günther hat diesbezüglich mit den Eltern des Jünglings geredet, da aber die Indianer ihre Kinder sehr lieb haben und nicht gern von sich lassen, willigte der Vater nicht ein, seinen Sohn in die Ferne ziehen zu lassen des Studirens wegen. Alle Vorstellungen seitens des Missionars waren umsonst. Wir aber geben die Hoffnung nicht auf, denn wir wissen, daß der Menschen Herzen in Gottes Hand sind, und daß Er sie lenket wie Wasserbäche wohin Er will. So kann Er auch das Herz dieses heidnischen Vaters lenken, ja Er kann einen Christen aus ihm machen und kann dann der Wunsch seines Sohnes, ein Prediger des Evangeliums zu werden, in Erfüllung gehen. Einfließen wird der Missionar ihn ins Haus nehmen und soviel wie möglich unterrichten; das zuzulassen ist der Vater bereit.

Wir dürfen uns über die Handlungsweise dieses heidnischen Vaters nicht wundern, wenn wir bedenken, daß uns hier in unseren Gemeinden in Wisconsin u. s. w. Gott so manchen tüchtigen Knaben gegeben hat, an dessen Herzen man auch die Wirkung des Heil. Geistes verspüren darf, der also geschickt wäre zu studieren und auch den Willen dazu hätte, aber die Einwilligung des Vaters fehlt. Das sollte bei Christen nicht so sein. Jeder Vater und Mutter sollten es für eine besondere Gnade Gottes halten, wenn ihnen Gott solche Söhne geschenkt hat, und sollten mit der größten Freudigkeit sie hingeben in den Dienst des Herrn an den verlorenen Menschenseelen. Der Herr weiß unserer lieben lutherischen Kirche immer wieder neue

Arbeitsfelder an, und es sind keine Arbeiter da, die man in dieselben senden könnte.

Unser lieber Lehrer Jens wird uns diesen Sommer besuchen und dann gewiß viel Erfreuliches aus seiner Arbeit unter den Apachen mittheilen. Er schreibt in seinem letzten Brief: „Unsere Kinder sind während des letzten Monats ziemlich regelmäßig zur Schule gekommen. Sechs derselben haben keinen Tag gefehlt; acht haben je zwei Tage gefehlt; nur ein Mädchen, das mit seiner Mutter in die Berge gehen mußte, hat 13 Tage gefehlt.“ Diese Heidenkinder könnten ja für Viele unter uns ein Vorbild sein mit ihrem Eifer im Besuchen der Schule.

Aus unserer Missionsschule ist noch kein Kind getauft; unser lieber Jens hat es in seiner Schule nur mit Heidenkindern zu thun. Das aber kommt daher, daß die Kinder noch nicht weit genug gefördert sind in der englischen Sprache, sie können den Unterricht noch nicht recht verstehen. Es ist gute Hoffnung, daß es wohl bald dahin kommen wird, daß auch unter ihnen der Herr das Verlangen nach der heiligen Taufe wirken wird.

Da sich das Häuflein der Getauften stetig mehrt, müssen wir Raum schaffen. Unser Schullokal ist zu klein und ganz ungeeignet, Gottesdienst darin zu halten. Wir müssen einen Raum haben, in welchem man die Getauften mit den Schulkindern und anderen, die kommen wollen, zum öffentlichen Gottesdienst versammeln kann. Unser Herr Prof. Köhler, der sich einige Monate bei unsern Missionaren aufhielt, war so freundlich, einen Plan für ein Gebäude zu entwerfen, welches der Schule und dem öffentlichen Gottesdienst dienen könnte. Wer sollte sich nicht freuen über den Segen, den uns der gnädige Gott verliehen hat, und sollte darum nicht gerne mithelfen, ein Kirchlein und Schule für die armen Apachen zu bauen? Wir trauen dem Herrn, in dessen Händen Gold und Silber und aller Menschen Herzen sind: Er wird uns auch dazu die nöthigen Mittel geben durch die, die Ihn und die armen Apachen um Seinetwillen lieb haben. —r.

Ein Besuch in Fort Apache.

Fortschegung von Weihnachten bei den Missionaren.

Von J. R.

Als ich zu Pastor Mayerhoff kam, hatte derselbe seine Pferde nicht zu Hause. Sie gingen auf der großen Mesa, welche das östliche Viertel der Reservation einnimmt, auf der Weide. Da sie aber doch nicht mehr für den Sattel taugten, so mußte der Missionar sich nach einem Reitpferde umsehen. Inzwischen führte er mich bei den Beamten der Agentur, der Schule, den Ärzten und Offizieren des Forts ein, und wir wurden überall sehr freundlich aufgenommen. Daß man auf der Reservation so abgeschnitten ist von Allem, das in gesellschaftlicher Hinsicht vielfach uns Weißen zum Lebensbedürfnis geworden ist, das bringt die Menschen einander näher. Herr Pastor Mayerhoff hat ein Jahr lang in der Kirche des Armeepostens gepredigt. Als aber der Krieg mit Spanien ausbrach und die Truppen wegzogen, hörte das auf und von dem neuen kommandirenden Offizier ist er noch nicht dazu aufgefordert worden. An diesen Gottesdiensten nehmen die Soldaten mit zufälligen vereinzelt Ausnahmen nicht Theil, sondern verbringen die Zeit mit Spielen und sonstigen leichtfertigen Dingen. Dagegen besonders die Offiziersfrauen und die sonstigen weiblichen Angestellten machen gewöhnlich die Zahlerschaft aus, ein Zug, der in der englisch redenden Kirche dieses Landes überhaupt herrscht, der sich aber hier im Westen auch in unserer lutherischen Kirche geltend macht. Das Vogenwesen scheint von Anfang an hier den Vortritt gehabt zu haben.

Pastor Mayerhoff hatte bald ein Pony gefunden,

das ihm zusagte, und der Eigenthümer, der eine alte Geige dafür gegeben hatte, überließ es ihm für \$16. Ich hatte meine Zweifel bei dem Handel, obgleich das muntere Aussehen des Thieres einen guten Eindruck machte. Das Pferdchen bestand aber bald seine Probe. Nachdem wir gleich am nächsten Tage zur Turkey Creek Mesa, etwa 15 Meilen, hinauf geritten waren und des Missionars alten Pinto aus Hunderten von zum Theil wilden Pferden herausgefangen und nach Hause gebracht hatten, wurden wir von Captain Goldmann eingeladen, einen Ritt nach den sogenannten Hot Springs mit ihm zu machen. Das bedeutete für Pastor Mayerhoff und mich eine Tour von 58 Meilen an einem Tage. Es lag das etwas abseits von dem Wege, der zu der Ansiedlung am Cibicu führt, und ich nahm die Gelegenheit gern wahr, die Reservation möglichst genau kennen zu lernen. Auf halbem Wege machten wir zu Mittag zum Futter Halt am Cedar Creek. Das ist ein Fluß, der auf einem Theile seines Laufes bei niederem Wasserstande unterirdisch fließt und nur in einzelnen Pools zu Tage tritt. Hier fängt auch die Salzgegend an, die sich dann bis zum Westende der Reservation nicht nur, sondern durch ganz Arizona nach Süden und Westen fortsetzt.

Jetzt war das Wasser noch nicht so salzig, als es im Sommer ist, aber mein Pferd wollte doch nicht davon trinken. Dagegen das Wüsthier Pastor Mayerhoffs hatte nichts dagegen einzuwenden und auch wir hatten unsern Kaffee davon bereitet. Dann saßen wir auf und kamen nach einem schwierigen Ritt in das vielfach gewundene Thal des Carrizo. Mehrere Meilen von dessen Einfluß in den Black River befindet sich etwa 100 Schritt abseits vom Flusse eine warme Salzquelle, die einen Durchmesser von etwa 20 Fuß hatte, und deren Temperatur 84 Grad Fahrenheit betrug. Das Wasser schmeckte wie Glaubersalz, und in einer kleinen Höhle im Bergabhang daneben fanden wir Mäuse, Vögel und eine Tarantel, die von den Dünsten getödtet und konservirt waren. Das Wasser der Quelle fließt in den Fluß. Am Ufer desselben hat sich eine Salzbank von mehreren Fuß Tiefe gebildet, und von hier an ist das Flußwasser so salzig, daß es einige Meilen weiter dem Black River einen solchen Zusatz beimischt, daß dieser von da an den Namen Salt River trägt.

Nach einigen Stunden Aufenthalt, die von Pastor Mayerhoff und Captain Goldmann zur Jagd verwendet wurden, zogen wir wieder nach Hause und kamen Abends um 9 Uhr im Fort an, nachdem ein tüchtiger Schneesturm uns noch auf dem Wege überholt hatte. Auf dem Wege zeigte sich schon die Müdigkeit der Militärpferde, während unsere Thiere gut ausdauernten. Herr Lehrer Jens schmunzelte, als ich ihm erzählte, daß sein Hengst unter dem Sattel trocken geblieben war, und Pastor Mayerhoff und ich thaten das auch, als wir spät in der Nacht, nachdem wir von des Captains Gastfreundschaft gestärkt waren, nach Hause ritten.

Wir hatten jetzt aber die Leistungsfähigkeit unserer Thiere erprobt und nach einer Rast von einem Tage zogen wir am North Fork der Nordgrenze der Reservation zu auf der Straße, die nach Holbrook, der nächsten 90 Meilen entfernten Eisenbahnstation führt. Auf dem Wege übernachteten wir bei einer Mormonenfamilie, die uns nicht unser Zelt aufschlagen ließ, sondern uns in ihrem Hause und an ihrem Tische beherbergten. Die Leute waren früher als Indianerfarmer Pastor Mayerhoffs Nachbarn gewesen und hatten jetzt die Aufsicht über die Regierungsjugmühle, die hier oben in einem wunderschönen Thale, umgeben von einem herrlichen Fichtenbestand, lag.

Am nächsten Tage ließen wir unsere Packpferde da und ritten weiter nach Norden. Da kamen wir zu einem alten fogen. Squawman, das ist ein Weißer,

der eine Indianerin geheirathet hat. Dieser hatte zwei Indianerfrauen zugleich gehabt. Er war in alter Zeit in diese Gegend gekommen und hatte den Soldaten der Regierung manche Dienste in den Unterhandlungen mit den Indianern erwiesen. Seine Kinder hatte er auf der Indianerschule ausbilden lassen, und diese machten einen kultivirteren Eindruck als die andern Indianer, wahrscheinlich, weil in dem Hause des Vaters fortwährend weiße Leute, besonders Offiziere, beim Durchreisen verkehrten. Dieser Mr. Cooley, der jetzt ein Hotel an der Hauptstraße der Reservation besitzt und zugleich Lieferant für die Truppen ist, nahm uns sehr freundlich auf, lud uns zum Mittagessen ein und erzählte allerlei aus dem Kriegs- und Indianerleben und seinem Verkehr mit fast jedem bedeutenden Offizier unserer Armee aus den letzten 35 Jahren.

Wir bestiegen da einen Berg, der nach einer Tochter des Mr. Cooley benannt ist, von dem aus wir nach New Mexico hinein und bis zu den nördlichen Bergen Arizonas sehen konnten. Während wir auf dem Berge waren, kam eine Depesche des kommandirenden Offiziers des Forts, die da anfragte, ob wir bei Mr. Cooley seien. Wir erklärten uns das nachher so, daß Captain C. uns am Ende entgegenreiten wollte, wie er davon geredet hatte. Wir ritten wieder zu den Mormonenwirthen zurück und kamen am nächsten Tage, am Samstag vor Ostern, in der Mission an. Auf diesem Ritte hatte ich die Felder und Ansiedlungen der Indianer am North Fork gesehen. Diese waren aber meistens nicht zu Hause, da sie sich des Holzschlagens wegen höher im Gebirge befanden und nach ihrer Gewohnheit alle Habseligkeiten mit Weib und Kind dazu mitgenommen hatten, denn die Weiber müssen beim Bau der Hütten und auch beim Holzschlagen die Hauptarbeit thun.

Am Montag zogen wir nach Westen, um die Indianer am Carrigo und am Cibicu aufzusuchen. Als wir durch das Fort kamen, erzählte uns einer der Ärzte, daß Captain Wheeler uns zum Abendgottesdienst am Osterabend im Fort hätte haben wollen, weil er aber hörte, daß wir bei Mr. Cooley seien, so nahm er an, daß wir noch weiter über die Grenze der Reservation hinaus reiten wollten, und stand von seinem Vorhaben ab.

„Ich bitte dich, entschuldige mich“.

(Lut. 14, 18 u. 19.)

Ein alter Pastor theilte bei einer Konferenz die Ergebnisse einer merkwürdigen Untersuchung mit. Er hatte im Laufe der Zeit die Ausflüchte einer Anzahl von Leuten, welche ihre unregelmäßige Gegenwart oder gänzliche Abwesenheit bei den Gottesdiensten zu rechtfertigen versuchten, aufgezeichnet. Dabei war—wir geben fingirte Namen— Folgendes zu Tage getreten:

Herr A., ein großer Geschäftsmann, wäre immer gegenwärtig, wenn der Gottesdienst in eine andere Stunde fiel. Durch ein sonderbares Zusammentreffen wird A. meist gerade in der Kirchenstunde durch etwas sehr Wichtiges verhindert.

Herr B., ein guter Bürger und musterhafter Parteimann, der auch manchen Vereinen vorsteht, ist genöthigt, den Gottesdienst einer öffentlichen Versammlung aufzuopfern, die leider immer auf den Sonntag fällt.

Herr C. fühlt sich durch die jüngsten Beschlüsse des Kirchenvorstandes beschwert und glaubt, dagegen durch Abwesenheit von der Kirche protestiren zu müssen.

Herr D. ist gegen die öfteren Kollekten und Sammlungen, dazu der Pastor auffordert, und möchte sein Mißfallen über diese nach seiner Ansicht unpass-

fende Art von Liebeszwang in irgend einer Art zum Ausdruck bringen.

Herr C. möchte sich gerne mit seiner Familie im Gottesdienst zusammenfinden, aber die Kirche ist so weit entfernt, daß sie nicht alle zusammen dorthin können.

Herr F. erkältet sich so leicht die Füße; es ist unmöglich, im Winter in die Kirche zu gehen. Fahren kann er nicht.

Herr G. muß auf den Rath des Arztes die Feuchtigkeit vermeiden. Und die Kirche steht an einem feuchten Ort.

Herr H. bedarf der frischen Luft, sonst schläft er ein. Er hat die Woche über sich so müde gearbeitet, daß er in der Kirche sich des Schlafes nicht erwehren kann.

Herr J. hat Furcht vor dem Luftzug und will die Versammlung nicht durch öfteres Niesen stören.

Herr K. hat schwache Lungen; er kann nicht athmen, wo so viele Ausdünstungen verschiedenen Athems sich finden.

Herr L. schmilzt so leicht, daß er es vorzieht, wenn es warm wird, seine Andacht in „Gottes freier Natur“ zu halten.

Herr M. kann nicht eine Stunde lang sitzen; der Arzt hat ihm Bewegung verordnet.

Herr N. kann das grelle Licht, das durch die Kirchenfenster fällt, seiner Augen wegen nicht vertragen.

Herr O. kommt nicht, weil die Vorhänge an den Kirchenfenstern ihm das Licht nehmen, daß er nöthig hat, um in seinem Gesangbuch mitzulesen.

Frau P. hat Niemand, sie zu begleiten, und sie geht doch nimmer allein.

Frau Q. hört ein wenig schwer, und die vorderen Bänke sind meist von jungen Mädchen besetzt.

Frau R. kann sich in der Kirche durchaus nicht der Angst erwehren, es möchte in ihrer Abwesenheit zuhause „etwas passiren“.

Frau S. hat einen kleinen Hund, der sich das Mitgehen so angewöhnt hat — und das passe doch für die Kirche nicht.

Frau T. würde öfter zur Kirche kommen, wenn sie ihre Kinder mitnehmen könnte, aber sie sind so verwöhnt, daß sie jeden Augenblick etwas von ihr verlangen.

Frau U. kann sich mit dem Prediger nicht befreunden, dessen Predigt sie sehr mittelmäßig findet.

Frau V. hat ein Dienstmädchen, das die Sonntagsmahlzeit nicht allein fertig bringt. Sie muß, wie viele Andere, Sonntags die reichlichere Mahlzeit, die der Mann oder der Besuch verlangt, selbst kochen.

Frau W. klagt, daß sie immer schon Sonntags früh Besuch erhält, es sei doch unschicklich, diesen allein sitzen zu lassen.

Frau X. ist nie zeitig genug fertig, um noch den weiten Weg zur Kirche zu machen. Es läute meist gerade zum Kirchanfang, wenn sie sich anziehen wolle.

Frau Y. kommt nicht, weil sie in der Kirche so manche Person sieht, die sie nicht liebt.

Frau Z. ist ärgerlich darüber, daß ein neues Gesangbuch eingeführt ist, dessen Text und Melodien von dem alten etwas abweichen.

„Sie aber entschuldigten sich alle.“ N.

Aus dem Gebiete des auswärtigen Missionsfeldes.

Altes und Neues aus China.
Chinesische Sitten und Verhältnisse im Vergleich zu den Biblisch-israelitischen.
(Nach Miss. Mag. von N.)

10. Feste und Götendienste.

In Israel waren nur die Männer verpflichtet „vor dem Herrn zu erscheinen“; den Frauen war es freigegeben. So halten es auch die Chinesen in Be-

zug auf ihre Götzen. Die eigentliche offizielle Anbetung der Götzen ist Sache der männlichen Bevölkerung. Der Hausherr räuchert am 1. und 15. des Monats im Hause und auch am Grab und in der Ahnenhalle wird in der Regel nur von den männlichen Familiengliedern den Ahnen geopfert, während die Frauen daheim bleiben, aber ihren Antheil am Götzenopferfleisch erhalten. Dagegen ist es den Frauen unverwehrt, so oft sie wollen, in die Tempel zu gehen, um dort die Götzen zu fragen oder etwas zu erbitten. Sie sind auch meist die eifrigsten Verehrer der Götzen. Wie bei den Israeliten die Dankopfer im Verein mit der ganzen Familie dargebracht und gemeinsam verzehrt wurden, so vereint ähnlich bei den Chinesen die Opfermahlzeit für Götzen und Ahnen die ganze Familie im weitern Sinn. Das Essen findet in den Häusern oder in Ahnenhallen und Tempeln statt; an manchen Orten wird das Opferfleisch auch am Grabe gekocht und dort verzehrt. Schon in der Urzeit des menschlichen Geschlechts, so auch in der Patriarchenzeit war der Hausvater der Priester der Familie. Bei den Chinesen ist es ähnlich; der eigentliche Priesterstand fehlt. Die Buddhistenpriester spielen eine unbedeutende Rolle, werden nur bei gewissen Festen und bei Todesfällen gerufen und sind sehr verachtet. Beim Opfer am Grab, oft auch bei Beerdigungen, macht gewöhnlich ein „Gelehrter“ den Ceremonienmeister, nach dessen Kommando man sich verbeugt, niederkniet und sich erhebt.

Der Götzendienst der Chinesen hat viel Ähnlichkeit mit dem im Alten Testament geschilderten heidnischen Götzendienst. Was von allen Heiden geschrieben steht Röm. 1, 23: „Und haben verwandelt die Herrlichkeit des unbergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel und der vierfüßigen und der kriechenden Thiere“, das gilt auch von den Chinesen. Sie sind von Stufe zu Stufe gesunken. Konfucius, der bei ihnen als eine Art Prophet gilt, und von dem früher schon in unseren Darstellungen die Rede war, redet meist vom Himmel. Jetzt wird nicht nur Menschenvergötterung getrieben, — die Götzen sind meist gestorbene Menschen — sondern auch in den Naturdienst sind sie verfunken. Wie der Prophet Hesekiel (Kap. 8) den Abfall der Israeliten sieht, wie die Ältesten allerlei Bilder anbeten und die 25 Vorsteher der Priesterschaft ihre Angesichter gegen Morgen kehren und gegen Aufgang zur Sonne anbeten, so beten auch die Chinesen nicht nur allerlei Götzen an, sondern selbst die Sonne hat ihre Verehrer, die am Morgen bei Sonnenaufgang im Freien sich gegen die Sonne verneigen und ein Gebet sprechen. Im achten Monat werden in allen Häusern Kuchen gebacken in der Form des Mondes, die zuerst dem Monde dargebracht werden, ehe man sie verzehrt (vergl. Jer. 7, 18). So findet auch am 7. Tag des 7. Monats ein Fest zu Ehren eines Sterngeistes statt. In der Provinz Schantung lebte vor Zeiten ein armer Kuhhirt. Um ihn nun für seine Tugend zu belohnen, sandte Nyuk kong Schang ti, der als Gott des Himmels gilt, eine Fee mit Geschenken. Diese Fee stellte einen Stern am Himmel vor. Sie erschien in der Gestalt eines schönen Weibes; beide, wie bei den Chinesen geglaubt wird, heiratheten einander. Nachdem sie einen Sohn bekommen hatten, befahl ihr der Himmels-gott, in ihr Sternbild zurückzukehren. Sie bat ihn, auf Erden bleiben zu dürfen, aber es wurde ihr nicht erlaubt. Dagegen versprach er ihr, daß ihr Gemahl nach seinem Tod unter die Sterne versetzt werden sollte, wo sie aber nur einmal im Jahr mit ihm verkehren dürfe, und zwar am 7. Tag des 7. Monats. Das ist der Wahnglaube der Chinesen.

Von Stühnopfern weiß der Chinese nichts. Vielleicht war in alter Zeit etwas davon vorhanden, denn

einige Spuren finden sich noch; das Bestreichen der Ahnenhalle mit Blut hatte vielleicht diese Bedeutung. Auch jetzt wird an den Gräbern noch etwas Blut auf Papier gesprengt. Die Opfer bestanden in alter Zeit wie bei den Israeliten aus Thieren und Produkten des Pflanzenreichs. Die alten Chinesen sahen sechs Hausthiere (Ochse, Pferd, Schaf, Schwein, Hund und Hahn) neben sechs Vierfüßlern und sechs wilden Vögeln als Opfertiere an.

Wie bei den Israeliten das Los eine Rolle spielte und wie sie leider oft zu den heidnischen Orakeln oder Wahrsagern und Zeichendeutern gingen, so ist auch Loswerfen in China sehr häufig. In den meisten Tempeln steht ein Becher mit Holzstäbchen, die numerirt sind. Der Bittsteller wirft sich zuerst auf die Kniee und nachdem er ein Gebet gesprochen, schüttelt er den Becher so lange, bis ein Stäbchen herausfällt (Jos. 4, 12). Kommt im Hause irgend ein Unglück vor, sei es, daß Menschen oder Vieh erkranken, so geht man in den Tempel, um zu lösen, aber auch, um durch ein Medium den Götzen selbst zu fragen. Wie der König Ahasja von Juda in seiner Krankheit Boten zu dem berühmten Götzen Baal Sebul in Ekron schickte, so kommen auch in China die Leute oft mehrere Tagereisen weit her, um berühmte Götzen fragen zu lassen. Oder aber wendet man sich an die Wahrsager, Zauberer und „Halbgottfrauen“, sich von ihnen die Zukunft zu erfragen oder ein bevorstehendes Unglück abzumenden. Der Aberglaube ist in China über die Maßen groß. Wer ein Haus baut oder auch nur reparirt, ein Grab machen, oder eine Reise machen will, der erkundigt sich erst nach einem schönen Tag. Man achtet auch auf Vogelgeschrei (5. Mose 18, 10): Die Elster verkündet mit ihrem Geschrei Glück, der Rabe Unglück. Wenn man einem Mönch oder einer Nonne begegnet, so ist das von keiner guten Bedeutung, ebenso wenn Jemand in Trauerkleidern in ein anderes Haus geht. Auch das Todtenbeschwören, das in Israel so streng verboten war, kommt in China vor, besonders wenn man über das Schicksal eines Verstorbenen im Ungewissen ist. Daß das Tischrücken, das gerade wie das Fragen der Wahrsager und das andere Geisterbeschwören auch in Europa und Amerika betrieben wird, eigentlich von China stammt, ist bekannt.

Der Menschen Herz — Gottes Wohnung.

Ein Ungläubiger fragte spottweise einen Christen, ob sein Christengott groß oder klein sei. „Er ist so groß,“ antwortete dieser, „daß Himmel und Erde ihn nicht zu fassen vermögen, und doch, o Wunder! mein Herz groß genug ist, Ihm zur Wohnung zu dienen!“ N.

Kürzere Nachrichten.

— In West Salem, Wis., wo Herr Pastor R. Siegler bisher alle zwei Wochen predigte, hat sich jetzt eine eigene Gemeinde von ca. 35 Mitgliedern organisiert und unter dem Namen Christusgemeinde inkorporieren lassen. Dieselbe hat sofort ein Grundstück mit einer darauffstehenden englischen Kirche gekauft, denn die Baptistengemeinde ist eingegangen, wie auch die englische Methodistengemeinde, deren Kirche unsere lutherische Gemeinde jetzt benutzte, am Eingehen ist. Unsere junge Gemeinde ist nun dabei, die seitherige englische Kirche vollständig umzubauen und bedeutend zu vergrößern. Vor allem will die Gemeinde auch für gute Gemeindeschule sorgen und läßt zu dem Zweck ein hohes Basement von 9 Fuß unter der Kirche aufrichten. Letztere wird 76 Fuß lang. Man rechnet darauf, daß die Gemeinde sich bald vergrößern wird. Es wird die Gemeinde in Barre Mills jetzt etwas

kleiner, da ein Theil der Glieder der Gemeinde in West Salem bisher zu jener gehörten. Gott der Herr wolle auch ferner mit seiner Segenshand über den Gemeinden walten. N.

— Amerikanische Juden-Rabbiner, welche vor Kurzem in New Orleans eine Versammlung hielten, beriethen über den Antrag der sog. Reform-Juden, die jüdische Sabbathfeier auf den Sonntag zu verlegen. Die orthodoxen Juden haben aber sofort einen energischen Protest dagegen nach New Orleans geschickt. Die Annahme des christlichen Sonntags als jüdischen Sabbath, sagen sie, sei ein Schlag gegen den jüdischen Glauben, indem sie eine Anerkennung der Auferstehung Christi in sich schließe. N.

— Eine Presbyterianer-Gemeinde in New York, die sog. „Brid Church“, hat, wie die L. R. Ztg. berichtet, in überaus freigebiger Weise für die Familien ihrer verstorbenen Pastoren gesorgt. Als vor Jahren Dr. M. D. Babcock starb, schenkte die Gemeinde der Wittwe \$50,000. Beim Tode von dessen Nachfolger, Dr. Purves, wurde beschlossen, für die Familie des Verstorbenen einen Fonds im Betrage von \$100,000 zu sammeln, davon sind jetzt \$50,000 einbezahlt. Ein schönes Beispiel echter Dankbarkeit für Dienste, die ein Seelsorger seiner Gemeinde leistet. — Die Sekten geben uns zuweilen recht mahnende Beispiele zu derartigen Werken der dankbaren Barmherzigkeit und Liebe. N.

— In Joliet, Ill., hat, nach dem Bericht eines W. Bl. ein Englisch-Amerikaner, der nach seiner eigenen Aussage „den Segen einer christlichen Gemeindefschule erkennt“, der lutherischen Gemeinde daselbst \$5000 für den Bau eines neuen Schulhauses geschenkt. Ein entschlafenes Glied der genannten Gemeinde hat für den Zweck in seinem Testamente die Summe von \$2200 vermacht. N.

— Wie nöthig es ist, daß wir Jünglingen aus unseren lutherischen Gemeinden rathen, unsere eigenen Lehranstalten, statt der Staatschulen, zu besuchen, möge nachfolgendes, einem W. Bl. entnommen, beweisen. Prof. Thos. O'Hanlon vom Pennington Seminar in New Jersey theilt aus seiner Erfahrung folgende drei Beispiele mit, die sich christliche Eltern wohl merken sollten. Ein Professor, der sich um eine Stelle in Pennington bewarb, schrieb ganz offen: „Ich bin kein Christ in meinen Ansichten; meine Lebensregeln stimmen aber, wie ich glaube, mit der Bibel überein. Ich wurde erzogen in der Methodistengemeinde und war immer umgeben von christlichen Einflüssen. Auf dem College aber änderten sich meine Glaubensansichten, und ich bin nun ein entschiedener Agnostiker, obgleich wenig Leute das wissen.“ — Ein Prediger sagte zu Prof. O'Hanlon: „Herr Doktor, vor etlichen Wochen habe ich meinen Sohn von der Hochschule in dieser Stadt nehmen müssen, weil er unter seinem Lehrer in der Geologie seinen christlichen Glauben verlor. Vor etwa einem Monat sagte mir mein Sohn, sein Lehrer habe vor der Klasse erklärt, daß das erste, was er von ihnen erwarte, dieses sei, daß sie den mosaïschen Schöpfungsbericht fahren ließen, da er reine Erdichtung sei und von einem intelligenten Menschen nicht geglaubt werden könne.“ — Aus dem Briefe eines Selbstmörders an seine Eltern theilt Prof. O'Hanlon folgende Sätze mit: „Lieber Vater und Mutter: Da meine Gesundheit völlig zerrüttet ist, so habe ich nichts, wofür ich in dieser Welt leben könnte. Und da ich bei meinen Studien auf der Hochschule mein Christenthum verloren habe und an ein zukünftiges Leben nicht mehr glaube, so habe ich nach dem Tode nichts mehr zu fürchten. Ich habe mich daher entschlossen, mir das Leben zu neh-

men. Lebt wohl.“ — Dahin führt der Unterricht in unseren nichtchristlichen Schulen. O'Hanlon sagt ganz recht: „Daß solche traurige Fälle vorkommen, ist kein Wunder, ein Wunder ist es vielmehr, daß sie nicht öfter vorkommen.“ — Das mahnt uns Lutheraner, unser Augenmerk auf die Pflege unserer niederen und hohen Schulen zu lenken, und unsere Kinder nur dahin zu senden. N.

— Ueber die Stellung, Arbeit und Gefahr des Mormonismus in unserem Lande schreiben Repräsentanten der Missionsgesellschaften in den Ver. Staaten u. a., wie wir dem B. u. A. entnehmen, Folgendes: „Das Ziel der Mormonen, das sie sich nicht einmal die Mühe geben zu verdecken, ist, die Kontrolle über einen Staat nach dem anderen zu erlangen, bis sie durch ihre politische Stärke in Stand gesetzt werden, nationale Gesetzgebung gegen den Mormonismus unmöglich zu machen. Diesem Ziele streben sie entgegen mit einer so kompakten und schlaun angelegten Organisation, wie sie je in Operation gesetzt wurde zur Erlangung eines gewissen Zweckes. Ihre Thätigkeit ist um so gefährlicher, weil sie sich in ihren Annäherungen auf die allgemein anerkannten Wahrheiten der Bibel berufen. Und erst nach dem Eintritt und nachdem der Rücktritt durch die geschlossene Thür unmöglich geworden ist, wird der Schleier, der den Bethörten das Mormonensystem verhüllte, allmählich gelüftet.“

Die Mormonen-Hierarchie (Priester = Herrschaft) hat einen festen Halt an der Maschinerie des Staates Utah und all seinen politischen und erzieherischen Interessen. Obwohl oft geleugnet, so unterliegt es dennoch keinem Zweifel, daß Vielweiberei nach wie vor getrieben wird, trotz aller Versprechungen, die zur Zeit der Aufnahme Utahs als Staat gemacht wurden. In den angrenzenden Staaten und Territorien wächst ihre Macht in besorgniserregender Weise. Durch Kolonisation in den Staaten Idaho, Wyoming, Montana und Nevada und in den Territorien von New Mexico und Arizona ist es ihnen gelungen, solchen Fuß zu fassen, daß sie in naher Zukunft praktisch die politische Kontrolle in Händen haben werden, wenn das nicht schon jetzt der Fall ist. Ihre missionirende Thätigkeit in fast allen Staaten der Union ist fast unglücklich. Sie behaupten, jetzt 2000 Missionare im Felde zu haben—1400 davon in den Südstaaten—und im letzten Jahre 20,000 Konvertiten gewonnen zu haben. Ebenfalls treiben sie in auswärtigen Ländern Mission in ausgedehntem Maßstabe. Es gilt daruin auch in Betreff dieser falschen Propheten auf der Hut zu sein, nach der Mahnung des Herrn: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“ — N.

— In Halle a. S. ist der bekannte Professor Dr. Julius Köstlin, der berühmte Beschreiber des Lebens und der Thaten D. M. Luthers, gestorben. Er war am 17. Mai 1826 in Stuttgart in Württemberg geboren. Er hat sich um die Geschichte des Reformationszeitalters sehr verdient gemacht durch verschiedene Werke, besonders folgende: Die schottische Kirche; Luthers Lehre von der Kirche; das Wesen der Kirche; der Glaube; Luthers Theologie; Martin Luther, sein Leben und seine Schriften; Luthers Leben; Luther und Janßen; Luther, der deutsche Reformator u. N.

— In Leipzig, Deutschland, starb kürzlich im Alter von 79 Jahren Prof. D. E. Luthardt. Er war viele Jahre Professor der Theologie an der Universität zu Leipzig, ebenso langjähriger Redakteur der „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ und weit bekannt durch seine vielen theologischen Schriften. Ein rechter lutherischer Lehrer war er nicht. N.

— Ueber den Aberglauben der mexikanischen Katholiken berichtet die „Allg. Kirchenzeitung“: Ueberall werden die Bildnisse der Jungfrau Maria von Holz, Stein und Pappe angebetet. Die Priester reden der Menge vor, daß diese Bilder hören, sehen und Sprechsprache thun können. Die „Jungfrau von Guadeloupe“, und nicht Christus, ist die einzige Zuflucht der Mexikaner. Maria selbst soll dieses ihr Bild im Jahre 1531 gemalt haben. Vor ihm legen die Indianer Gold, Silber und auserlesene Stückerien als Geschenke nieder. In jedem Hause, Tempel, Verkaufsladen, in jeder Hütte, Schenke und Räuberhöhle sind Abbildungen dieses Gemäldes zu finden. In den Kirchen stehen die Heiligen, in Seide, Atlas und Goldstoffen gekleidet. Jedem werden besondere Wunderkräfte zugeschrieben. In einer Kirche weint das Bild des heil. Petrus in der Karwoche. Die Thränen werden auf kleinen Stücken Baumwolle aufgefangen; das Stück wird zu 25 Cents verkauft und als Talisman (Schutzmittel) getragen. Die Räuber besuchen besonders gerne die Kirchen, die der Jungfrau der „Einigkeit“ geweiht sind, sie verbrennen ihr zu Ehren Kerzen und bitten sie um Schutz und Gelingen für ihr Räubergeschäft. Lange Reihen von Zinntäfelchen hängen an den Wänden zum Andenken an die Wunder, die die Jungfrau vollbracht haben soll. — Die liegen auch in Finsterniß und Schatten des Todes! N.

— Ein seltsames Schauspiel bot sich vor einigen Wochen in den Straßen von Pretoria, der Hauptstadt der früheren Burenrepublik in Südafrika. Ein Mann in langen wallenden Gewändern mit einer Dornenkrone auf dem Haupte schleppte ein schweres Holzkreuz daher. Soldaten und Polizisten mit aufgepflanztem Bajonett gaben ihm das Geleite, und eine höhnende, spottende Menge folgte dem sonderbaren kleinen Zuge. Die Hauptfigur darin, der Mann mit Kreuz und Dornenkrone, war ein anscheinend wahnsinniger Italiener, der sich in letzter Zeit als der wieder auf die Erde zurückgekehrte Erlöser angezeigt und möglichst treu nach bekannten Gemälden für die Rolle kostümirte hatte. Er soll einen merkwürdig packenden Eindruck gemacht haben, als er todtenbleich mit seinem Kreuz und seiner militärischen Begleitung aus dem Gerichtsgebäude hervortrat, um den ärztlichen Behörden vorgeführt und auf seinen Geisteszustand untersucht zu werden. Die Wachtposten hatten ihn draußen vor der Stadt angehalten und eingebracht, als er in seinem seltsamen Aufzuge Pretoria verließ, um nach Abyssinien zu wandern. Er hatte, wie es heißt, das Gelübde gethan, zu Niemandem zu sprechen, bis er seinen Bestimmungsort erreicht hätte. N.

— Welch hohe Bedeutung die christliche Gemeindefschule hat, ist sonderlich klar zu erkennen, wenn man einen Blick auf das Missionsfeld wirft. Die noch junge lutherische Mission der Norweger in Madagaskar hat es trotz aller politischen Unruhen und trotz aller grausamen Verfolgungen von Seiten der Heiden und der greulichen papistischen Gesellschaft der Jesuiten auf über 50,000 Heidenchristen gebracht. Die große Zahl dieser, die schon heimgangen sind und in den Verfolgungen um Christi willen ihr Leben gelassen haben, ist in diese Zahl nicht mit eingerechnet. Man nimmt an, daß fast der sechzehnte Theil von den 83,000 Seelen, die in der ganzen Heidenwelt im Jahre 1900 für das Christenthum gewonnen worden sind, der Mission auf Madagaskar zufällt. Dieser erfreuliche Erfolg ist zum großen Theil auf die grundlegende Missionsarbeit der christlichen Schulen zurückzuführen, in denen nicht weniger als 1700 eingeborne Lehrer thätig sind. Da sieht man, daß die Gemeindefschule die Pflanzstätte der Kirche ist. Wollen wir unsere Gemeinden erhal-

ten und Christi Kirche bauen und fördern, so müssen wir die Gemeindefschulen pflegen, in denen unsere Kinder in dem göttlichen Worte unterwiesen und durch dasselbe zu Christo geführt werden.

Fünfzigjähriges Gemeindejubiläum.

Dieses immer noch in unseren Kreisen seltene Fest konnte am vergangenen Trinitatissonntage, den 25. Mai, die evangelisch lutherische Dreieinigkeits-Gemeinde des Herrn Pastor F. J. Bliedernicht zu Huilsburg, Town Herman, Dodge Co., Wis., feiern.

Das Innere der Kirche war am Festtage schön geschmückt mit grünem Gewinde und blühenden Topfpflanzen um und auf dem Altar. Aber auch der herrlichste Schmuck der Kirche bei einem derartigen Feste, nächst der reinen, lauteren Predigt des göttlichen Wortes, nämlich eine zahlreiche Festgemeinde, fehlte durch Gottes Gnade nicht, sondern war bei jedem der drei Gottesdienste, die an diesem Jubeltage abgehalten wurden, versammelt, um mit heiliger Begierde das rechte Himmelsbrod zu genießen.

In allen drei Gottesdiensten trug der gemischte Chor, vom Ortspastor dirigirt, passende Festgesänge vor. Dazu hatte der gütige Gott gerade an diesem Tage der lieben Gemeinde das herrlichste Wetter bescheert, so daß auch in dieser Hinsicht der festliche Charakter des Tages in keiner Weise Einbuße erlitt.

Da die Geschichte der lieben Jubelgemeinde schon einmal ausführlich im Gemeindeblatt erschienen ist, wird hier von einer Wiedergabe derselben abgesehen, und nur bemerkt, daß von den Gründern der Gemeinde im Jahre 1852 nur Einer noch am Leben und ein treues Glied der Gemeinde ist, geliebt und werth gehalten von allen, die ihn kennen.

Vormittags predigte der Unterzeichnete über den Schluß der Epistel des Festtages Röm. 11, 36. Nachmittags predigte Herr P. Tr. Gensite über Ps. 103, 1-5 und im Abendgottesdienste Herr P. Chr. Sauer über Luc. 10, 17-20. Die in allen drei Gottesdiensten erhobene Festkollekte betrug die schöne Summe von rund \$75, und wurde als ein Dankopfer der Gemeinde der Synode zum Besten des Reiches Gottes überwiesen.

Gästleinlegung.

Die St. Petri-Gemeinde in Helenville, Jefferson Co., Wis., unter dem Pastorat von P. J. Himmel, deren alte Kirche eine der ältesten in diesem Landestheil war und an den unvermeidlichen Gebrechen des Alters litt, ist im Begriff, eine etwas größere und schönere Kirche auf dem alten Kirchenplatz zu erbauen.

versammelte sich die Versammlung um den Eckstein, der nun in üblicher Weise gelegt wurde. Während der Mittagspause wurden die Gäste von der Gemeinde in einer benachbarten Halle sehr liberal bewirtet.

Grundsteinlegung.

Am Sonntag Rogate, den 4. Mai, legte die Gemeinde des Herrn Pastor H. Schmeling in Sparta, Wis., unter entsprechenden Feierlichkeiten den Grundstein zu ihrer neuen Kirche. Zur Feier hatte eine große Versammlung sich eingefunden.

Synodal-Konferenz.

Die Ev.-Luth. Synodalkonferenz von Nordamerika wird, so Gott will, am Mittwoch den 23. Juli 1902 in der Kirche des Hrn. Präses J. Bading zu Milwaukee, Wis., ihre neunzehnte Versammlung eröffnen.

Einführungen.

Im Auftrag des ehrw. Herrn Präses Ph. von Rohr wurde am Trinitatis-Sonntag Herr Pastor W. Albrecht durch Unterzeichneten in sein Amt an der ev.-luth. St. Johannes-Gemeinde zu Lannon, Waushara Co., Wis., eingeführt.

Quittungen.

Für die Predigerseminar: PP D. Hagedorn, Pflingstcoll Salemsgem Milwaukee \$7, Th Schröder, desgl Augusta \$7.13, H Müller, desgl Gibson \$7.60, M Sauer, desgl Kasson \$7.50; zus \$29.23.

Für die Collegenkasse: PP J. Kenny, Himmelfahrtscoll St Jakobigem Milwaukee \$6.81, J. Maich, desgl Flatville \$9, C. Lescow, Pflingstcoll Woodland \$12.05; zusammen \$27.86.

Für Mission der Wisconsin-Synode: PP Th Volkert, Pflingstcoll Wautegan \$15.50, nachträglich \$1, D Koch, Pflingstcoll Columbus \$20, G Harbers, desgl Jerusalemigem Milwaukee \$12, Th Vog, von meinen Kindern als Dankopfer \$5, für Eier am Sonntag gelegt \$1.75; zus \$6.75; Summa \$55.25.

Für hilfsbedürftige Gemeinden: P C. Nützen, Pflingstcoll Menominee \$12.40.

Für die Synodalkasse: PP J. Kilian, Trinitatiscoll St Joh.-Gem \$2.44, St Paulsgem \$2.56; zus \$5, W. Guth, Pflingstcoll Hustisford \$24.66, M Sauer, Sonntagscoll Brillion \$4.10, desgl Kasson \$4.50; zus \$38.26.

Für Synodalberichte: PP W. Guth, Himmelfahrtscoll Hustisford \$20, J. Bernthal, desgl Lakewood \$1.50, J. Meyer, desgl Dundas \$3.50, M Sauer, nachträglich 20c; zus \$25.20.

Für die Indianer-Mission: PP M. Kionka, Hochzeitcoll Ehlers-Steffen \$4.55, A Pieper, von Aug Grüneberg \$1; zus \$5.55.

Für die Regere-Mission: P A Pieper, von Aug Grüneberg \$1.

Für die Wittwenkasse: Collekten: PP C. Schulz, Pflingstcoll Vogels Park \$3.35, J. Klingmann, Lauscoll bei

Karl Kopelke 35c, D. Harnstedt, Trinitatiscoll Raymond \$2.01; zus \$5.71.

Personliche Beiträge: Lehrer A. Haise, M. Albrecht, W. Ameling, C. Gleichmann, G. Hartmann, D. Schönberg, C. Tagak, L. Pingel, L. Wedekind, G. Timm, A. Brockmann je \$2, Lehrer K. Zantner, D. Kellermann, H. Fiehler, W. Meyer, J. Rowe, A. Pantow, G. Steffen, B. Jahr, H. Meyer, J. Gräf, P. J. Freund je \$3, Lehrer H. Eggbrecht, H. Waterstraat je \$1, B. Hagedorn, H. Jäger je \$1.50, P. C. Nappler \$2.50; zus \$62.50.

Für arme Studenten in Milwaukee: PP A. Keibel, Hochzeitcoll Straube-Gläse \$7.62, M. Sauer, von Carl Braun 50c; zus \$8.12.

Für die Kinderfreundgesellschaft: P. C. Dowidat, von Hrn und Frau H. Kempf je \$1; zus \$2.

Für das Reich Gottes: PP J. Gläser, Pflingstcoll Lincoln \$2.70, Trinitatisfest Knapp \$2.30, J. Kenny, Pflingstcoll St Jakobigem Milwaukee \$19, C. Voges, desgl St Paulsgem Galobonia \$1.48, desgl Greenfield \$2.93, A. Wäberrot, St Petersgem Milwaukee \$18, A. Bliedernicht, goldenes Gemeinde-Jubiläum der Gem in Huilsburg \$71.66, M. Kionka, Pflingstcoll Grover \$12.20, J. Haise, aus der St Paulsgem in Ironia: C. Jäger \$2, D. Mäjer \$1. Aus der St Matth.-Gem in Lebanon: J. Lettown \$5, J. Ziemer \$2, J. Mühlow, A. Tieg je \$1.50, C. Schönle, W. Mäther, A. Dornfeld, W. Schönle, C. Schönle je \$1, L. Zwieg, A. Nachmüller, Chr. Hübner je 50c, W. Bruch 25c. Aus der St Joh.-Gem in Ironia: A. Kieck, Mutter Freese, C. Köppler je \$1, C. Meslaff 50c, W. Eckert 25c; zus \$23.50, M. Hensel, Pflingstcoll Parodie Forest \$23.50, J. Brenner, desgl New Coeln \$5.60, J. Dowidat, desgl Wailens Harbor \$2.67, J. Bernthal, desgl Lakewood \$6.50, C. Stevens, desgl Parodie Rust \$11.36, J. Dejung, desgl Rhineland \$1.02, H. Jarwell, desgl Platteville \$7, A. Keibel, desgl Kirchhain \$18, Dankopfer von Frau Joh. Frank \$1, J. Petri, Pflingstcoll Town Abblison \$5.23, desgl Wayne \$11.54; zus \$247.17. Summa \$502.27.

Berichtigung: Im letzten Gemeindeblatt hätte es heißen sollen: Für die Buren, P. H. Monhardt, von Frau Martin \$5. H. Knuth, Schatzmeister.

Für die Indianer-Mission: Unter dem Poststempel „Indianapolis, Ind.“ von einem Freund der Indianer-Mission für dieselbe erhalten \$5. Herzlichen Dank! C. Dowidat.

Für das Luth. Hospital in La Crosse, Wis. Aus der Gemeinde des Pastor A. Siegler, Barre Mills: Aug. Ruttelmann, Fried. Stöckel je \$100, Wilh. Garbers \$75, Wilh. Ruttelmann, Fried. Sprehn (\$100), Hein. Hoppmann je \$50, Hein. J. Müller, Hein. Sprehn, Konr. Müller, Pastor A. Siegler je \$25, Wilh. Steloh, Dietrich Wolter (\$25), Lud. Sprehn je \$15, Fried. Hemker, Wittwe Dredtrah, A. Brümmer, Karl Jandt, Wilh. Meyer, Herm. Meyer, Hein. Horstmann, K. Schwarz, L. Rhode je \$10, Frau Stegemann \$8, D. Piste \$6, Wittve Berg, Alb. Stegemann, J. Garbers, K. Schmidt, H. Schmeckeyer, H. Dredtrah, J. Steloh, Fr. Wolter (\$8), Wilh. Becker, Aug. Meyer, H. W. Oldenburg, F. Laging, H. Rhode, Wilh. Wolf, Wittve Schild je \$5, J. C. Meyer, W. Sellwebe, Chr. Rebebur je \$3, H. W. Meyer \$2.50, Georg Sprehn (\$100) \$75. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Gemeinde des Pastor W. Schilling, Loganville: H. Harns, H. E. Gade je \$30, A. Gade, M. Haß, J. L. Kienz, J. Lütkenz je \$25, H. Schütte \$20, F. Hübing, H. Behnke, B. Bergmann je \$10, W. Gade, H. Hamburg (\$10), M. N. je \$5, H. Röwer \$1. R. Siegler.

Büchertisch.

Alle hier angezeigten Bücher sind zu beziehen durch die Wisconsin Synodabuchhandlung, das Northwestern Publishing House, 347 3rd Str., Milwaukee, Wis.

Im Verlag der J. E. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschien Band 10 der

Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche. Unter Mitwirkung vieler Theologen und anderer Gelehrten in dritter verbesserter und vermehrter Auflage, herausgegeben von D. Albert Hauck, Professor in Leipzig. Vollständig in 180 Heften zu 1 Mark oder 18 Bände zu 10 Mark, gebunden 12 Mark.

Dieser Band enthält auf 883 Seiten 297 mehr oder minder ausführliche Artikel. Viele sind sehr erschöpfend und gründlich ausgearbeitet und zwar reichen sie von den Abhandlungen „Rationen und Dekretalensammlungen“ bis „Koinmetrien“. Beigefügt sind zwei Seiten Nachträge und Berichtigungen zu Band 3, 8, 9 und 10. Hervorzuheben sind die Aufsätze über Karlstadt, Kasualien, Kasuistik, Katechese, Katechismen Luthers, Kenosis, Kirche, Kirchenbau, Kirchengeschichte, Kirchenjahr, Kirchenlied, Kirchenmusik, Kirchenregiment, Kirchenzucht, Koinmetrien. — Diese neue Auflage scheint ziemlich reichhaltig zu werden.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1 das Jahr.

Alle Mittheilungen und Einsendungen für das Blatt, Quittungen und Wechselblätter sind zu adressiren:

Prof. E. A. Notz, Lutheran Seminary, Wauwatosa, Milwaukee Co., Wis.

Alle Bestellungen und Gelder sind zu adressiren: Rev. A. Baebenroth, 465 Third Ave., Milwaukee, Wis.

Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter.